



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Däne über die Behandlung Schlesiens.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

geschieht es bestimmt nicht nach der Originalpartitur, bei Bach slikt man an den Texten herum, setzt Instrumente zu, wo sie nicht hingehören; wenigstens muß die neuere Zeit durch irgend eine Ueberarbeitung zeigen, daß sie auch existirt. Und doch machen diese Werke nur in der Urgestalt die Wirkung, welche sie machen sollen, das kann ein Jeder beweisen, der nur einige davon mit Sinn und Verstand studirt hat. Namentlich ist die moderne Instrumental-eitelkeit immer verunglückt, wenn sie sich in Dinge mischt, welche gar nichts mit ihr zu thun haben. Die Orgel ist das einzige hinzuzufügende Instrument, diese sollte aber niemals fehlen.

Der Vollendung des Werkes kann man mit den besten Erwartungen entgegen sehen. Mit dem Wunsche, daß es dem Verfasser beschieden sein möge, in seiner Weise noch vieles zur Kräftigung und Klärung unserer heutigen und zukünftigen Kunst beizutragen, empfehlen wir das Buch allen ihren Verehrern zum gründlichen Studium. v. D.

Ein Däne über die Behandlung Schleswigs.

Daß selbst Dänen die Mißhandlung der Schleswiger mißbilligen, ist bekannt. Sogar Naaslöf, der jetzige Minister für Holstein, gehört in diese Klasse, und der Baron Dirckind-Holmfeld hat wiederholt sich gegen die bis jetzt beliebte Politik der Partei ausgesprochen, welche in den letzten Jahren in Kopenhagen den Ton angab. Derselbe hat jetzt eine neue Flugschrift „Recht und Willkür in Schleswig. Ein Beitrag zur Sprachfrage“ (Leipzig, R. Falcke, Hamburg, G. Heller) veröffentlicht, welche das Treiben der Eiderdänen in den gemischten Districten Schleswigs in den stärksten Ausdrücken als ungerecht und unklug zugleich verurtheilt. Wir nehmen in sehr wesentlichen Dingen nicht den Standpunkt des Verfassers ein, können aber, was die Thatsachen betrifft, sein Zeugniß recht wohl gelten lassen. Er sagt: „Die Deutschen haben Recht in dem Postulat, das anarchische Parteiregiment, dem Dänemark erliegt, hinsichtlich der deutschen Elemente des Staats (rectius: der Monarchie) beseitigt zu sehen.“ Die deutschen Mächte „können jetzt wie 1851 sagen: Deine Propositionen genügen nicht, und wir wollen von einem dänisch-nationalen Maß-

joritätsprincip, sei es in Holstein oder in Schleswig, insofern deutsche Volkselemente dabei betheiligt sind, nichts, durchaus nichts wissen.“ Dann zeigt die Schrift, daß die Danisirungspolitik in Schleswig erfolglos und auf Unrecht basiert sei und daß sie, statt ihre Zwecke zu erreichen, vielmehr das Gegentheil dieser Zwecke hervorgerufen hat. „Statt Terrain zu gewinnen, hat Dänemark die Gelegenheit verscherzt, Schleswig näher an sich zu knüpfen. Auch sage man nicht, daß der Zahl nach noch eine Majorität (von Dänischredenden und Dänischgesinnten) für Dänemark da ist. Man lasse es ja nicht auf eine Volkszählung ankommen!“ Dann heißt es, „daß die ganze Politik, die ihr Gepräge in dem Sprachverfahren findet, durchaus verwerflich, im völligen Widerspruch mit dem im Frieden und durch den Londoner Tractat erreichten Rechts- und Staatsboden ist. Der schimpfliche Ausfall (Haedrelands) gegen den Minister Manderström (es wurde darin, wol nicht mit Unrecht, behauptet, daß Schweden auf eine Theilung der dänischen Monarchie und Aneignung des dänisch redenden Stücks hinarbeite) verräth das traurige Bewußtsein der ultranationalen Partei, daß die Vernichtung des eignen Vaterlandes die Frucht ihres Wühlens werden könnte. Denn was soll der Vorwurf eines Einverständnisses zwischen Schweden und Preußen über demnächstige Theilung Dänemarks Anderes bedeuten, als daß man Todesgeruch wittert, weil man selbst an der Vernichtung des Vaterlandes arbeitet und längst gearbeitet hat und nun des Schlusses eingedenk wird, daß der Wahn der Parteien zur Auflösung führen muß und der Grund und Boden, das Residuum des gemordeten Staates, allerdings leicht Preußen und Schweden zufallen könnte.“

„Daß das Princip der dänischerseits verfolgten Sprachsache eine Danisirung, eine einschleichende Incorporation, eine Verleugnung feierlicher Zusagen, eine Dementirung gegebener Zustände und Rechte ist, liegt auf flacher Hand. Dänemark kann in dieser Richtung nicht fortschreiten, ohne die Basis seiner völkerrechtlichen Existenz mit treulossem Leichtsinne aufs Spiel zu setzen. Und wozu dieses? Angeblich, um verlorenen Schafen ihr verscherztes besseres Sprachbewußtsein wiederzuschicken; in Wirklichkeit aber, um den falschen im eignen Innern wuchernden Tendenzen zu genügen. Daher die Lüge dem Ausland gegenüber, daß nichts dergleichen wirklich vorkommt, während man im Stillen brütet und wühlt. Welcher Unsinn! Ist es da ein Wunder, wenn der Zustand dem einer Gesellschaft von Trunkenbolden ähnlich wird, die in einem finstern Saal aneinander gerathen, Freund und Feind nicht schonen und in gräßlicher Verwirrung sich und Andern Verwüstung bereiten?“

In ähnlicher Weise spricht sich ein anderer Däne in den „Gedanken eines Jüters in Betreff der politischen Verhältnisse seines Vaterlandes“ (deutsch bei H. Böhlau in Weimar, 1861) aus. Er will nichts von den Eiderdänen wissen, will nicht schwedisch werden, den Gesamtstaat erhalten, Holstein nicht aus-

geschieden, Schleswig nicht getheilt sehen, aber er will auch die deutschen Schleswiger, die er Südjüten nennt, nicht zu Dänen gemacht, nicht gegen den Frieden gesündigt, nicht Zank und Kampf mit Deutschland haben. „Beseitigt man,“ sagt er, „den Scandinavismus als Triebfeder oder als Reizmittel, welches wie Branntwein dem jungen Dänemark eingetrichtert worden, und hält man ihn für unvernünftig, für ein Gaukelspiel oder für noch etwas Schlimmeres, wie sieht es dann aus mit unsern innern Fragen und Streitigkeiten der Parteien und Provinzen? Wie vielen unnützen Wortfram, wie viel Zeitungsgeschreibsel hätte man sich dann ersparen können.“ — „Ich will es nur gerade herausfagen, daß wir Jüten im Gegensatz zu den Großen in Kopenhagen Friede, Einigkeit und unbeschränkten Handel und Wandel mit unsern südlichen Nachbarn wünschen. Es ist nicht allein unser Interesse, unser materieller Vortheil und Wohlstand, der dies verlangt, auch ein vernünftiges Verhältniß zu den Nachbarn fordert dasselbe. Wir sehen die Deutschen und namentlich unsre deutschen Mitbürger nicht mit so zornigen Augen an, wie die da drüben in der Hauptstadt, mögen sie nun gelehrte Professoren, Schriftsteller und Studenten oder großprahlerische Wortführer bei Volksfesten sein. Sie haben uns lange genug mit Galle gefärbte Brillen auf die Nase gesetzt.“

Ueber die Sprachfrage in Schleswig sagt der Verfasser: „Wegen dieses halbdeutschen Kauderwälsch (dem Rabendänisch der Nordschleswiger) setzt man den ganzen Staat, den Frieden mit Deutschland, die eigne Achtung in der ganzen europäischen Gesellschaft aufs Spiel und geberdet sich, als ob sichs um Venetien oder Rom handelte. Wir Jüten sind wirklich über die Maßen geduldig; denn mit der Einsicht, welche wir besitzen, hätten wir schon längst den guten Leuten, die sich mit der Regierung des Landes und der öffentlichen Meinung abgeben, sagen sollen: Holla, nun wollen wir — hol mich der Teufel! — das Gewäsch nicht länger anhören! Es ist Blödsinn von Anfang bis zu Ende. Laßt den Südjüten (zu deutsch den Schleswiger) sprechen wie er will, und kümmert euch mehr um Fug und Recht und sorgt für Gerechtigkeit, Freiheit und Friede im Lande.“

Gegen Ploug, den Redacteur des *Fædreland*, und den Exminister Blixen sagt die Schrift: „Wir wollen am liebsten Dänen sein und bleiben und mit den Deutschen und Schweden in gutem Vernehmen stehen. Doch ist vom Schwedischwerden die Rede, so kann man sich drauf verlassen, daß Jütland seinen eignen Weg gehen wird, und daß die Jüten eher einen andern Weg als nach Schweden einschlagen werden, wenn Unsinniges geschehen sollte.“ Der Verfasser meint natürlich den Weg nach Süden. Er ist voll arger Vorurtheile, aber ein ehrlicher Bursch, wie die Mehrzahl der Jüten, und wenn wir auch mit seiner Schwärmerei für die Gesamtstaatsidee nicht übereinstim-

men und den Gedanken einer Theilung Schleswigs nach der Sprachgrenze für nichts weniger als unverständlich halten, so kann man sich doch mit manchen seiner Ansichten einverstanden erklären, und auf alle Fälle gibt auch er Zeugniß, daß die Meinungen in Dänemark über die Behandlung der Schleswiger sehr getheilt sind.

Zerstreute Gedanken über Seele und Gott.

Zerstreute Gedanken! nicht etwa eine Abhandlung: — Zerstreute Gedanken, wie sie uns bei der Lectüre einiger Schriften eingefallen sind, die von den obigen Gegenständen handeln. Zählen wir erst diese Schriften auf.

G. Th. Fehner: über die Seelenfrage. Ein Gang durch die sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden. (Leipzig, Amelang). — Bekanntlich hat Fehner in einer halb poetischen, halb philosophischen, halb humoristischen, halb ernsthaften Schrift: „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen“, sowie in dem ausführlicheren „Zendavesta“ den Begriff der Beseelung über alles Existirende auszudehnen gesucht. Der vorliegende Versuch bewegt sich in derselben Richtung.

Ludwig Noack: die Weltperspective des Seelenscheines (in „Psyche.“ Zeitschrift für die Kenntniß des menschlichen Seelen- und Geisteslebens. Leipzig, D. Wigand); sucht die obige Schrift mit ziemlicher Heftigkeit zu widerlegen.

Paul de Jouvencel: Grundzüge einer Geschichte der Schöpfung. Aus dem Französischen (Berlin, Haffelberg.) — Man lasse sich durch das Vorwort, in welchem der Verfasser verspricht, jedem, der auch noch nicht den geringsten Begriff von Mathematik oder sonst etwas hat, namentlich dem schönen Geschlecht, die Geheimnisse der Schöpfung aufzuschließen, man lasse sich auch durch die krausen und wunderlichen Expositionen über Mathematik nicht abschrecken; es ist Einiges in dem Buch recht vernünftig, und man kann viel daraus lernen.

G. H. Lewes: die Physiologie des täglichen Lebens (Leipzig, Brockhaus).

E. A. Rossmäßler: der naturgeschichtliche Unterricht. Gedanken und Vorschläge zu einer Umgestaltung desselben und Anleitung zur Beschaffung